

LiteraturForschung Bd.14  
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und  
Kulturforschung

Zaal Andronikashvili, Sigrid Weigel (Hg.)

# Grundordnungen

Geographie, Religion und Gesetz

Mit Beiträgen von

Zaal Andronikashvili, Stephan Braese, Rodolphe Gasché,  
Michael Kempe, Dimitrios Kisoudis, Nitzan Lebovic,  
Thomas Macho, Giorgi Maisuradze, Tatjana Petzer,  
Stefan Troebst, Giuseppe Veltri und Sigrid Weigel

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dem Band zugrundeliegende Forschungsprojekt wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 07GW04 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2013,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: [www.kv-kadmos.com](http://www.kv-kadmos.com)

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Umschlagabbildung: Anu Tuominen, Caryatid (2001)

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: Spauda

Printed in EU

ISBN (10-stellig) 3-86599-152-1

ISBN (13-stellig) 978-3-86599-152-2



## Joseph Roths Grenze

Pässe, Maße und Kosmopolitismus in Kakanien

STEPHAN BRAESE

Otto von Habsburg trifft auf dem Wiener Ring zufällig einen alten Bekannten. Nach dem Austausch der wichtigsten Neuigkeiten fragt dieser den ältesten Kaisersohn: »Schaust du heute abend im Fernsehen auch die Fußball-Übertragung?« – Otto von Habsburg: »Wer spielt denn?« – »Österreich-Ungarn.« – »Gegen wen?«

Das gewiss etwas Schütterere des Humors, das Angejahrte seiner Spannkraft korrespondiert mit der bieder-gütigen Nachsicht, mit der hier der letzte Erbe der habsburgischen Thronansprüche bedacht wird: Jawohl, er ist ein unrettbar Ewig-Gestriger, für den das legendäre Vielvölkerreich schlechterdings nicht untergegangen ist, für den dessen Epoche offenkundig unhintergebar anhält – doch der Schimmer des Nostalgisch-Rührenden, der ihn umfängt, signalisiert zugleich: Gefährlich ist er nicht; drum können wir ihn ohne Schaden in seiner Traumwelt leben lassen, ja, so bildet er geradezu ein kurioses Ornament in unserer modernen, technokratischen Welt aus Internet und EU-Vorschriften, das uns daran erinnert, dass es auch eine andere Welt, sogar eine andere europäische Welt einstmals gegeben hat.

Joseph Roth verbindet mit dem Otto von Habsburg dieses Kalauers ein kompromissloser Monarchismus, ein habsburgischer Legitimismus in einem Europa republikanischer und – wie man präzisierend ergänzen muss – faschistischer Moderne. Allerdings war diese Position kaum in einen Schimmer des rührend Nostalgischen getaucht. Im Gegenteil: Ich erinnere mich sehr gut, wie wir jungen Studierenden der deutsch-

sprachigen Exilliteratur in den 1980er Jahren, die wir akribisch und mit engagierter Parteilichkeit die Fraktionen des antifaschistischen Exils rekonstruierten, mit Erstaunen, schließlich – in gewisser Analogie zur Lektüre seines Werks – nicht ohne Erschütterung feststellen mussten, wie in einem Klima des radikalisierten politischen Kampfes, in dem immer mehr ›bürgerliche‹ Autoren den Schulterchluss mit den Repräsentanten der internationalen Arbeiterbewegung suchten – Klaus Mann war hier für uns ein Modell –, Joseph Roth eine Position besetzte, für die es nur eine Bezeichnung gab: rettungslos, ja, verantwortungslos anachronistisch. Heute, da die epochalen Konflikte der 1930er und -40er Jahre sowohl im Studium als auch in der literarisch und politisch interessierten Öffentlichkeit keinen vergleichbaren Stellenwert mehr behaupten, ist von dieser einst äußerst kontroversen, durch und durch politischen Position Roths das Bild einer persönlichen, irgendwie etwas possierlichen Liebesbeziehung zu vergangenen k.u.k.-Zeiten geblieben. Zeugen dafür bilden Zeilen wie diese, die der Schriftsteller dem Vorabdruck seines *Radetzkmarsch* in der *Frankfurter Zeitung* 1932 voranstellte: »Ein grausamer Wille der Geschichte hat mein altes Vaterland, die österreichisch-ungarische Monarchie, zertrümmert. Ich habe es geliebt, dieses Vaterland, das mir erlaubte, ein Patriot und ein Weltbürger zugleich zu sein, ein Österreicher und ein Deutscher unter allen österreichischen Völkern.«<sup>1</sup> Zu Zeiten, da das alte Vielvölkerreich noch nicht als historisches, gleichsam protomodernes Modell einer postmodernen, postnationalen Staatengemeinschaft die Diskussion in Mitteleuropa beherrschte<sup>2</sup>, war die Bewahrung, genauer: Rettung des großen *Romanciers* Roth nur unter der Bedingung seiner Abtrennung vom *politisch-ideologischen* Roth möglich. Das hörte sich bei Claudio Magris, in seiner bahnbrechenden, bis heute lesenswerten Untersuchung *Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur*, so an: »[...] trotz seiner ideologischen Begrenzung ist Roth ein großer Realist: wie andere Schriftsteller auch hat er in seiner Dichtung, vielleicht unbewußt, die Enge seiner eigenen intellektuellen Anschauung überwunden.«<sup>3</sup> Dies in etwa ist das auch heute vorherrschende Image Joseph Roths: das eines der größten deutschsprachigen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, dessen groteske politische Standpunkte, soweit sie überhaupt bekannt sind, durch maßlosen Alkoholmissbrauch so weit unschädlich gemacht

<sup>1</sup> Zit. nach Helmuth Nürnberger, *Joseph Roth. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek b. Hamburg 2006, 98.

<sup>2</sup> Vgl. Jacques Le Rider, *Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffes*, Wien 1994.

<sup>3</sup> Claudio Magris, *Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur*, Wien 2000 [erst erschienen 1963], 307.

wurden, dass sie der Entstehung zeitloser Liebeserklärungen an die Vergangenheit Österreich-Ungarns wie vor allem dem *Radetzky*-*marsch*, aber auch der *Kapuzinergruft* nicht nennenswert im Weg stehen konnten.

Es ist erst die neuere Roth-Forschung, die der letzten Jahre, und darunter insbesondere die in vieler Hinsicht vorbildliche Untersuchung von Telse Hartmann, *Kultur und Identität – Szenarien der Deplatzierung im Werk Joseph Roths* (2006), die eine entschiedene Revision dieses Roth-Bildes vornimmt. Hartmanns, zu weiten Teilen in gleichem Maße überzeugende wie verblüffende, Lektüre verdeutlicht, dass die verbreitete Auffassung vom ›unbewusst‹ arbeitenden großen Schriftsteller, dessen Tagesproduktion für die deutschsprachige Presse im Mitteleuropa der 1920er und -30er Jahre dagegen eher »seiner ideologischen Begrenzung« Folge leistete, nicht nur Roths Argumentationsweisen, sondern auch die vielfältigen Textstrategien in seinen zahlreichen Reiseberichten, Feuilletons, Glossen und Kommentaren für die größten Zeitungen seiner Epoche verfehlt. Hartmann kann etwa nachweisen, dass Roth nicht nur als Korrespondent nahezu sämtliche mitteleuropäischen Territorien bereist hat, die nach den Pariser Verträgen nationalitätenpolitisch strittig waren – darunter Deutsch-Westungarn, das Saargebiet, Nordschleswig, Teile Ostpreußens, Oberschlesien, Elsass-Lothringen sowie Teile Polens –; Hartmanns Untersuchung legt darüber hinaus offen, in wie hohem Maß Signalbegriffe der politischen Debatte im Europa der Zwischenkriegszeit immer wieder von Roth aufgegriffen, problematisiert, dekonstruiert wurden. Die drei zentralen Begriffe, die Roth stets erneut aus Anlass seiner Anschauung und Erfahrungen vor Ort – zwischen Marseille und Moskau, Lemberg und Neunkirchen – befragt, sind *Europa*, die *Nation* und die *Grenze*. Müßig hinzuzufügen, dass diese Begriffe auch bei Roth innig ineinander verschränkt sind. Gleichwohl sei im Folgenden der Versuch unternommen, allein Roths Arbeit am Begriff der Grenze vorzustellen, dies unter Rückgriff auf vor allem zwei Texte, deren Verschiedenheit die Spannweite nicht nur der formalen Mittel, sondern auch der Konzeptualisierungsfähigkeit, über die Roth verfügte, anschaulich machen mag.

Den subjektgeschichtlichen Hintergrund von Roths Thematisierung der Grenze bildet die für seine Generation charakteristische Erfahrung der europäischen Grenzen. Aus ökonomischen Interessen war seit den 1840er Jahren der Passzwang innerhalb der Habsburger Monarchie schrittweise aufgehoben worden, ab 1865 erfolgte auch an den Außengrenzen der Doppelmonarchie keine Kontrolle mehr. Damit war – bis zum Ausbruch des Weltkriegs – eine »relative Reisefreiheit innerhalb eines großen Teils der europäischen Staatenwelt« sichergestellt, an die,

wie Hannelore Burger in ihrem Aufsatz über *Paß und Identität in der österreichischen Monarchie* feststellt, erst wieder das Schengener Abkommen von 1985 angeknüpft habe.<sup>4</sup> Diese weitgehende Reisefreiheit blieb auch Stefan Zweig unvergessen; in seinen *Erinnerungen eines Europäers* unter dem Titel *Die Welt von gestern* notierte er: »Wir vermochten kosmopolitischer zu leben, die ganze Welt stand uns offen. Wir konnten reisen ohne Pass und Erlaubnisschein, wohin es uns beliebte, niemand examinierte uns auf Gesinnung, auf Herkunft, Rasse und Religion.«<sup>5</sup> Dieser Reisefreiheit setzte mehr noch als der Krieg – der im November 1918 endete – die Nachkriegsentwicklung ein dauerhaftes Ende. In den Pariser Vorortverträgen triumphierte eine Nationalstaatsidee, die der traditionellen Nationalitäten-Vielfalt in Mittel- und Ostmitteleuropa mit neuen, nun jedoch kleineren Nationalstaaten zu begegnen versuchte. Die Praxis zeigte rasch, dass sich die Minderheitenprobleme dadurch nicht verringerten, vielmehr vermehrten: Jeder der neuen mittel- und ostmitteleuropäischen Staaten stand meist mehreren ethnischen Minoritäten gegenüber. Die Reaktion bestand in nationalen Homogenisierungsversuchen, die Assimilationsmaßnahmen, aber auch Internierungen und Ausweisungen umfassten.<sup>6</sup> Metonymischer Ausdruck dieser Entwicklung war die staatspolitische Grenze, ihr Korrelat das gültige Ausweispapier, der Pass. Schon ein cursorischer Blick in Roths Publikationen nach 1918 legt offen, dass er »eine radikale Kritik an einem Europa [übte], das von bewachten Grenzen zerschnitten wird.«<sup>7</sup> Im Paß, der an jeder Grenze vorzuzeigen ist, erkennt Roth einen unzulässigen Identifikationsdruck, der das Individuum auslöscht zugunsten des »homogenen Staatsbürgers«<sup>8</sup>: »Ich bin ich. Unabhängig von Vaterstadt, Zuständigkeitsort, Aufenthalt. Nicht, was mich von anderen unterscheidet, darf ich mit mir führen, sondern was mich ihnen gleichmacht. [...] Der Paß beweist nicht, daß ich – ich bin. Er beweist, daß ich irgend ein Ich bin. Daß ich ein Staatsbürger bin.«<sup>9</sup>

Wiederholt äußert Roth seine explizite Ablehnung der Grenze. Eine Reportage aus Metz von 1927 eröffnet er mit den Sätzen: »Ich hasse die

<sup>4</sup> Hannelore Burger, »PersonSein, Paß und ›Identität‹ in der österreichischen Monarchie«, in: Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener, Clemens Ruthner (Hg.), *Kakamien revisited – Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Tübingen, Basel 2002, 63–73, hier 73.

<sup>5</sup> Stefan Zweig, *Die Welt von gestern – Erinnerungen eines Europäers*, Frankfurt a. M. 2005, 111.

<sup>6</sup> Telse Hartmann, *Kultur und Identität – Szenarien der Deplatzierung im Werk Joseph Roths*, Tübingen, Basel 2006, 24.

<sup>7</sup> Ebd., 28.

<sup>8</sup> Ebd., 45.

<sup>9</sup> Joseph Roth, *Werke*, Bd. 1, hg. v. Klaus Westermann, Köln 1989, 146, 147.

›Grenze‹ zwischen zwei Ländern. Sie ist ein viel zu weiter Begriff für die Realitäten, die sie bezeichnet. Was ist eine ›Grenze‹? Ein Pfahl, ein Drahtgitter, ein Zollwächter, ein Visum, ein Stempel, ein Aufenthalt. Es sollten Symbole sein, und es sind Niederträchtigkeiten.«<sup>10</sup> Dass Roths Fundamentalopposition gegen die Grenze an die Aufkündigung eines Binären geknüpft ist, verdeutlicht besonders seine Charakterisierung Elsass-Lothringens im Clémenceau-Essay von 1939:

Durch einen alemannischen Dialekt mit Deutschland (oder mit dem »Deutschtum«) verwandt, aber nicht verbunden, durch eine stark gemischte, fortwährend in Mischung begriffene Bevölkerung scheinbar einer schwankenden nationalen Gesinnung latent ausgesetzt, sind diese Grenzprovinzen dem Franzosen aus dem Süden und dem aus dem Innern des Landes schwer verständlich, ebenso wie dem deutschen Brandenburger, Thüringer oder Bayern. Die platte Bequemlichkeit jener Menschen, die nun einmal seit einem Jahrhundert »Geschichte machen«, liebt seit der wahrhaft makabren Erfindung der »grundverschiedenen Nationen« auch säuberlich geschiedene Grenzen und will Übergänge, Nuancen, Schattierungen nicht begreifen. Elsaß-Lothringen aber ist eine »Nuance«.<sup>11</sup>

Besonderes Interesse verdient jedoch der Blick Richtung Osten; es ist bekanntlich jene Richtung, in der sich mit der Frage nach der Grenze oftmals nicht nur die nach einer nationalen, sondern zugleich jene nach der Grenze des europäischen Kontinents mit stellte. Am 24. Juni 1928 erschien in der *Frankfurter Zeitung* der erste von Roths *Briefen aus Polen*. An die hier folgende etwas längere Passage über seinen Grenzübertritt – genauer: über seinen Aufenthalt *auf der Grenze* – seien im Anschluss ein paar Betrachtungen zur hier vorgenommenen Konzeptualisierung der Grenze angeknüpft:

Ich fuhr, wie Sie wissen, vom Schlesischen Bahnhof in Berlin ab. Der Schnellzug, der aus Paris kommt, führt heute schon direkte Wagen aus großen europäischen Städten nach Moskau. Die schönen weißen Tafeln, auf denen zwei so entfernte Welten wie Holland und Rußland nur durch einen Bindestrich getrennt sind, sehen aus, als hätten sie nicht eine geographische Richtung anzugeben, sondern eine zeitliche, und als wiesen sie nicht nach dem Osten, sondern in die Zukunft. Zwischen der optimistischen Harmlosigkeit, mit der eine solche Tafel an einem Waggon angebracht wird, und der umständlichen Qual, der sich jeder Insasse dieses Wagens unterziehen muß, ehe er die Visa erhält, ist ein Unterschied wie etwa zwischen einem Gedanken und seiner Ausführung, zwischen der Idee Europa und der europäischen Realität. Dennoch genügt der Anblick eines Wagens, der befugt ist, einen ganzen Erdteil ohne Anstand zu durchrollen, um in uns den verfrühten Stolz auf eine vernünftige Welt zu erwecken und jenes falsche Gefühl einer Wanderleichtigkeit, für die

<sup>10</sup> Joseph Roth, *Werke*, Bd. 2, hg. v. Klaus Westermann, Köln 1990, 772.

<sup>11</sup> Joseph Roth, *Werke*, Bd. 3, hg. v. Klaus Westermann, Köln 1990, 992.



gar kein Hindernis in Betracht kommt. Erst an der polnischen Grenze – an der sich übrigens die Züge regelmäßig verspäten – fand ich mich wieder in meine alte Skepsis zurück. Denn ist an vielen Grenzen die Untersuchung der Koffer schon auf ein paar symbolische Handbewegungen reduziert, so glaubt der polnische Zollrevisor seiner politischen Bedeutung noch eine gewisse Gründlichkeit schuldig zu sein. Die Reisepässe, die zum Abstempeln von den Passagieren eingesammelt werden wie Stimmzettel, holt nicht ein Beamter in Zivil, sondern ein uniformierter Polizist, gestiefelt, gespornt, bewaffnet und das Angesicht mittels eines Lederriemens an die Mütze geschnallt. Und obwohl er selbstverständlich zu Fuß durch den Korridor geht, sieht es doch so aus, als *ritte* er an den offenen Kupeetüren vorbei und als wollte er die Pässe auf einer Lanze aufspießen, um sie dann draußen vielleicht zu braten. – Hatte nun vorher der Anblick einer kleinen Tafel genügt, die Gegenwart in eine Zukunft umzulügen, so verwandelte jetzt der kavalleristische Aspekt des Bewaffneten den Schlafwagen eines Schnellzuges in eine Postkutsche. Die nächtliche Abgeschiedenheit der Station, die wie alle Grenzen außerhalb der Welt zu hängen scheint; die grillenumzirpte Ländlichkeit und die verlorenen Geflügelsignale aus den Gehöften; die undurchdringliche Rätselhaftigkeit eines bewölkten Nachthimmels und eines stundenlangen Aufenthalts; das absolute, einem Reisenden unerklärliche Geheimnis, das eine Grenze, ihre Beamten und ihre Zwecke umhüllt; all das verstärkt den Eindruck, daß wir aus dem Jahr, in dem wir gelebt haben, in ein längst verflossenes zurückgefallen sind und daß wir den sichernden und schützenden Bestimmungen eines Fahrplanes nicht mehr unterliegen. Der Willkür einer zwar stillen, aber immerhin unbekanntenen Natur preisgegeben, können wir nicht mehr mit Sicherheit darauf rechnen, daß wir am Ziel ankommen. Vielleicht verglimmen irgendwo unsere Pässe zu Asche; vielleicht rosten unter unseren Füßen die Räder. Man hört das Gras über den Schienen zusammenwachsen. Man ist geneigt, Gott seine Seele zu empfehlen und alles übrige auch. Und nichts ist so überraschend auf Reisen, wie die Tatsache, daß sich ein Schnellzug schließlich dennoch von einer Grenze losreißt.<sup>12</sup>

Ein Faszinosum dieses Textes besteht gewiss in der dichten Folge an *déjà-vus*, denen sich ein Leser, eine Leserin (zumindest noch der älteren Generationen) kaum zu entziehen vermag. »Die schönen weißen Tafeln«, die zwei entfernte Welten verknüpfen. Es bedarf wohl keiner Sentimentalität, damit Beschriftungen auch weniger entfernter Welten wie beispielsweise »Berlin – Warszawa«, »Köln – Paris«, »München – Roma« eine Weite aufrufen, der ein Moment von Freiheit, von Möglichkeit anhaftet. Wenn Roth die findige Formulierung vom »Bindestrich« benutzt, durch die »zwei so entfernte Welten wie Holland und Rußland« »getrennt« seien, setzt er gar eine Epistemologie der Satzzeichen in ihre Rechte, die äußerst zeitgenössisch anmutet. Was Roth in diesen Zeilen unter der »Idee Europa« versteht, ist unzweideutig: die Aufhebung aller Grenzen, die den Reisenden an seiner Mobilität zwischen sehr entfern-

<sup>12</sup> Roth, *Werke*, Bd. 2 (Anm. 10), 936 f.

ten Welten hindern könnten. »Einen ganzen Erdteil ohne Anstand zu durchrollen«, eine »Wanderleichtigkeit, für die gar kein Hindernis in Betracht kommt« – in dieser »Zukunft« haben Grenzen nur eine einzige Berufung: ohne Rest gelöscht zu werden.

Die Anziehungskraft dieser Perspektive wird nicht verringert, sondern eher profund stabilisiert durch Roths realistischen Blick auf all jene Momente, die einer Gegenwart solcher Freizügigkeit im Wege stehen. Auch was in diesen Zeilen sowohl über Aufzug und Verhalten des Kontrollpersonals als auch über den eigentümlichen nächtlichen Stillstand des Zuges in einem naturförmigen Niemandsland geschildert wird, ist für mich nicht lesbar, ohne dass sehr lebhaft Erinnerungen an Grenzübertritte in osteuropäische Staaten aufgerufen werden, nicht etwa nur vor 1989, sondern auch in der Gegenwart. Dieses schiere Faktum könnte schwerlich von Interesse sein, verwiese es nicht auf ein Allgemeineres: in welchem Maß auch heute, auch auf diesem Kontinent, auch für den Inhaber eines so exklusiven Dokuments, wie es der Reisepass der Bundesrepublik Deutschland darstellt, ein Grenzübertritt als ein Ungenau-Existentielles wahrgenommen werden kann, eine nicht exakt erkennbare Veränderung nicht nur des Rechtsraums, der uns umgibt, sondern fast mehr noch der Verabredungen und der Gewalten, die hier vielleicht herrschen mögen.

Roths poetische Einlässlichkeit versäumt nicht die politische Kritik. Der polnische Zollrevisor mit seinen Sporen und seinem unter die Mütze geschnallten Angesicht wird unzweideutig kenntlich als Ausdrucksform eines anachronistischen, rettungslos verspäteten Nationalismus, eines Nationalismus, der seine Verspätung durch exzessive Steigerung seiner hoheitlichen Symbole und Akte zu kompensieren versucht. Hieran scheint auch unmittelbar die Mystifizierung der Grenze selbst anzuschließen. Wenn sie »außerhalb der Welt zu hängen« und »von einem unerklärlichen Geheimnis [...] umhüllt« zu sein scheint; wenn die Pässe zu Asche zu verglimmen, das Gras die Gleise unter sich zu begraben drohen, dann werden hier die Grenze und das sie umgebende hoheitliche Procedere als ein Naturgeschehen, als ein Bestandteil der göttlichen Schöpfung zu lesen gegeben, die nur als beißend-ironische Persiflage auf die Hybris all jener Staatlichkeit entzifferbar scheint, die darum weiß, dass nichts als die Grenze ihre eigene Existenz sichert. Am aufgeklärten Impetus dieses Polen-Briefes, an Roths Haltung zur Grenze gerade auch im neuen Osten, kann kein Zweifel sein. Und gleichwohl bleibt ein signifikanter Rest: Roths poetische Schilderung der Grenze, ihre Verankerung »außerhalb der Welt«, das sie umhüllende »unerklärliche Geheimnis«, sie bleiben geöffnet für eine alternative Lesweise. In

dieser Lesweise ist die Grenze nicht mehr die Linie auf der Karte Europas mit völkerrechtlicher Aufladung, sondern eine Zone an der Peripherie, die gleichsam ›eigenen Gesetzen‹ folgt, Gesetze, die die Ordnung im Zentrum unterminieren. Seinen vielleicht genauesten Bericht aus dieser Zone hat Joseph Roth nicht in der *Frankfurter Zeitung*, sondern in seinem 1937 erschienenen Roman *Das falsche Gewicht* erstattet.

Der Roman berichtet vom Schicksal des Eichmeisters Anselm Eibenschütz, der von seiner vorgesetzten Behörde in den Bezirk Zlotogrod, »im fernen Osten der Monarchie«<sup>13</sup>, wie es gleich zu Beginn der Erzählung heißt, zur Überwachung der Maße und Gewichte entsandt wird. Diese Aufgabe steht metonymisch für die Durchsetzung des ›Gesetzes‹, genauer: der Autorität des Zentralstaates schlechthin in der abgelegenen Provinz. »Denn die Leute in dieser Gegend«, heißt es im Text, »betrachteten all jene, welche die Forderungen an Recht, Gesetz, Gerechtigkeit und Staat unerbittlich vertraten, als geborene Feinde. Vorgeschriebene Maße und Gewichte in den Geschäften zu halten war bereits eine Sache, die man kaum vor dem eigenen Gewissen verantworten konnte.« (11) Bei den Bewohnern des Bezirks ist folgerichtig völlig unverständlich, »wieso und warum ein sonst gesunder und vernünftiger Mann sich um Staat, Recht und Gesetz kümmern konnte« (22). Bezirks- und Landesgericht sind quasi ohne Arbeit: »Wenn ein Mord oder gar ein Raubmord vorkam, so wurde er von der Polizei nicht aufgedeckt. Aber es gab überhaupt wenig Mörder oder gar Raubmörder in jener Gegend. Es gab nur Betrüger. Und da sie fast alle Betrüger waren, zeigte keiner den andern an.« (57) Die Grenze der Monarchie ist zunächst ausgeschrieben, gleichsam ›verbreitert‹ zu einer Zone insofern, als die Geltung von Maß, Gesetz und Ordnung der Zentrale nicht an einer markierten Linie abrupt endet, sondern bereits in einem größeren, grenznahen Territorium keine Gültigkeit mehr besitzt, einem Territorium, das sich im weiteren Verlauf des Romans als regelrechte Lebenswelt einer Vielzahl von Bewohnern und Charakteren zu erkennen gibt.

Der Begriff der Grenze selbst ist unmittelbar festgehalten in der Bezeichnung des im Roman zentralen *locus* überhaupt: der »Grenzschenke« (21) des Leibusch Jadowlker. Sie

war der Sammelplatz aller Taugenichtse und Verbrecher. Dreimal in der Woche lud selbst der berühmte russische Agent für die American Line die Deserteure der russischen Armee in der Grenzschenke Jadowlkers ab, damit sie von da aus weiter nach Holland, nach Kanada, nach Südamerika kämen. – Wie gesagt: Taugenichtse und Verbrecher verkehrten in der Grenzschenke Jadowlkers; Landstreicher, Bettler, Diebe und Räuber beherbergte er. Und dermaßen schlau war er, daß ihm das Gesetz nicht beikommen konnte. Immer waren

<sup>13</sup> Joseph Roth, *Das falsche Gewicht*, Köln 2005, 10.

seine Papiere und die seiner Gäste in Ordnung. Nichts Nachteiliges, nichts Unsittliches konnten über seinen Lebenswandel die beruflichen Spitzel berichten, die an der Grenze herumwimmelten wie Mücken. Es ging von Leibusch Jadlowker das Gerücht herum, daß er der Urheber aller Verbrechen im ganzen Bezirk Zlotogrod sei – und es waren nicht wenig Verbrechen: Morde kamen vor, Raubmorde und auch Brandlegungen – von Diebstählen nicht zu reden. Österreiche Deserteure, die nach Rußland, russische, die nach Österreich flüchteten, tauschte er gewissermaßen aus. Jene, die ihn nicht bezahlten, ließ er – so hieß es – wahrscheinlich erschießen, von den österreichischen oder von den russischen Grenzposten: je nachdem! (21)

Folgerichtig heißt es über den Wirt und Besitzer der Grenzchenke, Leibusch Jadlowker: »Viele Menschen gehorchten ihm in dieser Gegend, diesseits und jenseits der Grenze. Kapturak sogar, der allmächtige Kommissionär, der die Männer verkaufte wie Rindvieh, an die Reisegesellschaften für Auswanderer nach Kanada, Java, Porto Rico, Australien gar: auch Kapturak gehorchte dem Jadlowker.« (31)

Die Grenzchenke kommt zur Darstellung nicht nur als regionales Zentrum des organisierten Verbrechens, sondern auch als Knotenpunkt geradezu interkontinentaler Wanderungsbewegungen. Ihren Standortvorteil erhält sie gerade durch die staatlicherseits behauptete Verfügungsgewalt über den Einzelnen und dessen geographisch definierte Endlichkeit; wo diese Endlichkeiten aufeinander treffen und Apparate wie die um Jadlowker, Kapturak und die Agenten großer internationaler Schifffahrtslinien mit ihrer Wirksamkeit einsetzen, dehnt sich ein Drittes auf der Grenze selbst aus, eine Zone, deren Ausmaß ungefähr mit jenem »diesseits und jenseits der Grenze« bezeichnet ist, wo Menschen den Anweisungen Jadlowkers Folge leisten. Das Gesetz der Eibenschütz hat hier keine Geltung; wenn Jadlowkers Papiere immer »in Ordnung« sind, so ist dies nur die winzige Konzession an die Behörden, die die tatsächliche Aufhebung ihrer Ordnung erst gänzlich reibungslos vonstatten gehen läßt.

Gleichwohl wird der Status der Grenzchenke durch die Ankunft des neuen Eichmeisters bedroht. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich die ordnungspolitische Neugier von Anselm Eibenschütz auch auf das Lokal am Rand des Grenzwalds richtet. Eibenschütz gibt sich dabei zu erkennen als Organ eines umfassenderen staatlichen Erfassungsbegehrens, für das der Roman die folgenden Worte findet:

Eines Tages kümmert sich der Staat um dieses und morgen um jenes. Er kümmert sich sogar um die Geflügelware der Frau Czaczkes; um die Gewichte des Balaban; um die schulpflichtigen Kinder Nissen Piczeniks; um die Impfungen kümmert sich der Staat, um die Steuern, um die Trauungen und um die Scheidungen, um die Testamente und Hinterlassenschaften, um die

Schmuggelei und um die Goldfälscher. Weshalb sollte er sich nicht um die Grenzschenke Jadowkers kümmern, in der alle Deserteure zusammenlaufen? Die Bezirkshauptmannschaft hatte ein politisches Interesse daran, die Grenzschenke wohl überwacht zu wissen. Sie wandte sich dessentwegen an die Gemeinde Zlotogrod. Und die Gemeinde Zlotogrod bestimmte als vorläufigen Verwalter der Grenzschenke den Eichmeister Eibenschütz. (63)

Telse Hartmann hat in ihrer überzeugenden Deutung des *Falschen Gewichts* den Roman als Darstellung des innereuropäischen Kolonialismus der Donaumonarchie gelesen und auf die streckenweise erstaunlichen Parallelen zu Conrads *Herz der Finsternis* (1899) verwiesen.<sup>14</sup> Die »imperiale Grenzüberschreitungsdynamik« mit ihrer »Ausdehnung der österreichischen Maße und Gewichte auf fremdes Gebiet, [...], dorthin, [...] wo vorher Gesetzlosigkeit war«<sup>15</sup>, lässt Roth nicht nur Galizien erfassen und damit ein Gebiet, dessen »Inkorporierung in die Monarchie am umstrittensten« (53) gewesen war, sondern er entfaltet seine Schilderung über Auswirkungen zugleich zu einer subversiven Gegenschrift zum Galizien-Bild von Karl Emil Franzos, der seinen Galizien-Bericht unter die sprechende Überschrift *Aus Halb-Asien* (1914) gesetzt hatte. (68 ff.) Hier erlangt gerade im Blick auf die Grenze die zutreffende Feststellung Hartmanns Bedeutung, Roths Roman negiere »die These, dass die sich durch Grenzüberschreitungen konstituierende Identität eine starke Identität« (64) sei. Eibenschütz erliegt allmählich den Versuchungen sowohl des in der Grenzzone allgegenwärtigen »Neunziggrädigen« als auch denen der vormaligen Geliebten Jadowkers, Euphemia Nikitsch. Sehr im Gegensatz zu Marlow und Kurtz in Conrads Roman, aber auch den Helden manch anderer Kolonialliteratur, »gewinnt der Eichmeister den an der Zivilisationsgrenze lokalisierten Kampf gegen moralischen Verfall nicht.« (62) Die Grenze obsiegt.

Wie wenig dies als Feier einer vorgeblich ›authochtonen‹, gar ›naturbelassenen‹ Lebenswelt zu verstehen ist, verdeutlicht das soziale Los der verschiedenen Charaktere des Romans. Der spezifische Standort, den Roths Roman in dieser Frage, in einem Jenseits des Binären einnimmt, findet im archimedischen Bild der Erzählung, den Maßen und Gewichten, seinen sprechenden Ausdruck. Tödlich niedergeschlagen von Jadowker, visioniert Anselm Eibenschütz sich als Händler mit einem Tisch voller falscher Gewichte, in ängstlicher Erwartung des »großen Eichmeisters«:

<sup>14</sup> Hartmann, *Kultur und Identität*, 51 ff.

<sup>15</sup> Ebd., 56.

»Wir prüfen jetzt Ihre Gewichte!« – Gut, mögen sie jetzt die Gewichte prüfen, sagt sich der Eichmeister Eibenschütz. Falsch sind sie, aber was kann ich dagegen machen? Ich bin ein Händler wie alle Händler in Zlotogrod. Ich verkaufe nach falschen Gewichten. [...] Der große Eichmeister beginnt, die Gewichte zu prüfen. Schließlich sagt er – und Eibenschütz ist höchst erstaunt: »Alle deine Gewichte sind falsch, und alle sind dennoch richtig. Wir werden dich also nicht anzeigen! Wir glauben, daß alle deine Gewichte richtig sind. Ich bin der große Eichmeister.« (125)

»Mit diesem religiös autorisierten Plädoyer für Ambivalenz«, so Hartmann, »endet die Geschichte des Eichmeisters. Die moralischen Koordinaten Falsch und Richtig, Gut und Böse sind nicht mehr trennscharf; ein binärer ethischer Code, der nur Freispruch oder Verurteilung kennt, ist nicht mehr funktionsfähig und daher hinfällig.« (64)

Roths Begriffsarbeit an der Grenze operiert mit einem »Konzept kultureller Identifikation, das Prozesse der Grenzauflösung konstitutiv einschließt.« (65) Dafür hat Roth nicht nur poetische, sondern auch diskursive Ausdrucksformen gesucht. In seinem Bericht über Lemberg für die Leserschaft der *Frankfurter Zeitung* etwa hielt er schon 1924 apodiktisch fest:

Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfältigkeit ist es immer. [...] Die[se] Stadt demokratisiert, vereinfacht, vermenschlicht, und es scheint, daß diese Eigenschaften mit ihren kosmopolitischen Neigungen zusammenhängen. Die Tendenz ins Weite ist immer gleichzeitig ein Wille zur selbstverständlichen Sachlichkeit. Man kann nicht feierlich sein, wenn man *vielfältig* ist.<sup>16</sup>

Eine Kennung Zlotogrods scheint vorweggenommen, wenn es an derselben Stelle heißt: »Die Gesetze sind zahlreich. Ihre Übertretung oberstes Gesetz, wenn auch ungeschriebenes.«<sup>17</sup> Und gegen Ende: »Alle Trennungsstriche sind mit schwacher, kaum sichtbarer Kreide gezogen. Es ist die Stadt der verwischten Grenzen.«<sup>18</sup>

Dass diese »Verwischung der Grenzen« Roth ausdrücklich auch für sein Schreiben in Anspruch nimmt, wird deutlich in seiner Antwort auf einen Leserbrief im Dezember 1928. Ein Bruno Rühle hatte gemeint, Roths neueste Berichte aus Polen von einer ›zu politischen‹ Lektüre verschonen zu sollen. Roth reagierte darauf mit einer Stellungnahme, die auch die Bedeutung eines Romans wie *Das falsche Gewicht* noch einmal unterstreicht:

<sup>16</sup> Roth, *Werke*, Bd. 2 (Anm. 10), 287, 288.

<sup>17</sup> Ebd., 288.

<sup>18</sup> Ebd., 289.

Wenn wir hier mehr Zeit und Raum hätten, würde ich versuchen, Ihnen klarzumachen, daß (im Gegenteil) ein im weitesten Sinn politischer Zwang meine Aufsätze über Polen diktiert hat – auch wenn sie »unter dem Strich« erschienen, der, nebenbei gesagt, schon längst aufgehört hat, die Grenze zwischen dem »Politischen« und dem »Unterhaltenden« zu sein. Ich bitte Sie für mich um die ganze Strenge, mit der Sie einen rein politischen Aufsatz lesen und beurteilen mögen.<sup>19</sup>

Nach dieser Maßgabe bleiben wir aufgefordert, auch einen Roman wie *Das falsche Gewicht* mit »der ganzen Strenge« nach Konzeptualisierungen der Grenze für den europäischen Kontinent zu befragen, die die gegenwärtige Diskussion über Europa und seine Beschaffenheit verlangen. Joseph Roth war in diese Diskussion zu seiner Zeit intensiv involviert. Bei seinem Studium europäischer Verhältnisse stieß er immer wieder auf Hindernisse – manchmal, wie er zur Kenntnis gab, »auf eine merkwürdige Art von Hindernissen [...]: auf liebenswürdige und entgegenkommende nämlich. Ihnen sind«, ruft Roth uns zu, »Ihnen sind, weil Sie in Deutschland leben, Schwierigkeiten, die das Leben angenehm machen, leider unbekannt.«<sup>20</sup>

---

<sup>19</sup> Ebd., 968.

<sup>20</sup> Ebd., 944 f.



SIGRID WEIGEL, Prof. Dr. Dr. h. c., seit 1999 Direktorin des *Zentrums für Literatur- und Kulturforschung* Berlin, Professorin an der TU Berlin. Sie hat in Hamburg, Zürich und Berlin gelehrt, war in der Leitung des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen und Direktorin des Einstein Forums. Forschungsprojekte zu: Dialektik der Säkularisierung; Genealogie, Erbe, Generation; Europäische Kulturgeschichte des Wissens; Publikationen u. a. zu Heine, Warburg, Benjamin, Arendt, Bachmann, Susan Taubes, Gedächtnistheorien, Bildwissenschaft. Jüngste Publikationen: *Genealogik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften* (2006), *Walter Benjamin: Die Kreatur, das Heilige, die Bilder* (2008), *Grammatologie der Bilder* (im Druck).

*Bildnachweise:*

Einführung und Cover Anu Tuominen, *Caryatid* (2001)

Andronikashvili: Anonymus, aus Camille Flammarion, *L'atmosphère: météorologie populaire 1888*. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Braese: Auf den französischen Schlachtfeldern des Krieges 1914/18. Joseph Roth an einer Bahntrasse. Fotografien, 1926, verschiedene Formate, zumeist 60 x 87 mm Leo Baeck Institute New York: J. Roth Coll. V. 2b (1840) 77, 85. Reproduktion, Originale. Serie von Fotografien, aufgenommen während einer Reise zu den Schlachtfeldern des 1. Weltkrieges an der Somme, Frankreich, 1926, in: Joseph Roth 1894-1939. Ein Katalog der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur zur Ausstellung des Jüdischen Museums der Stadt Wien 7. Oktober 1994 bis 12. Februar 1995, Wien 1994, S. 106.

Gasche: Karl Jaspers, *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*, Erstausgabe. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Kisoudis: Patriarch Gennadios und Sultan Mehmet II. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Lebovic: Aïm Deüelle Lüski. *Sidney Ali's ruins, from the series: The Principle of the Least Action, pictures with 1kb*, Tel Aviv, 2006. Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Maisuradze: Irakli Toidze, *MutterHeimat ruft!* (1941). Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Petzer: Krim, *Schloss Schwalbennest*. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Kempe: *The Buccaneers of America: A True Account of the Most Remarkable Assaults Committed of Late Years Upon the Coasts of the West Indies by the Buccaneers* (1684) Titelseite

Tröbst: *Die Lage des Königreichs Polen im Jahr 1773*. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Veltri: *Venezia*, Georg Braun; Frans Hogenberg: *Civitates Orbis Terrarum*, 1572 Weigel (1), *Mittelmeer und Schwarzes Meer*, Karte. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv

Weigel (2): *Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar*. Aus dem ZfL-Bilderrarchiv